

„Der Glaube, Gendersternchen beenden das Patriarchat, ist sehr provinziell“

Stand: 19.08.2023 | Lesedauer: 15 Minuten



Von **Marie-Luise Goldmann**
Redakteurin im Feuilleton



Susan Neiman, Philosophin

Quelle: James Starrt

Woke Identitätspolitik sei nicht links, sondern werde von reaktionären Theorien unterstützt, sagt die Philosophin Susan Neiman. Im Gespräch erzählt sie, warum sie Gendern für sexistisch hält und was Deutschland von den USA lernen kann.

Seit dem Jahr 2000 ist die 1955 in Atlanta geborene Philosophin Susan Neiman Direktorin am Einstein Forum in Potsdam. 1982 zog sie nach Berlin, danach kamen Professuren in Yale und Tel Aviv. Zuletzt veröffentlichte sie die Bücher „Von den Deutschen lernen“ (</kultur/literarischewelt/plus207107019/Susan-Neiman-Was-fuer-eine-Provokation.html>), „Warum erwachsen werden? Eine philosophische Ermutigung“ (</kultur/literarischewelt/article137758363/Ewig-jung-sein-wollen-macht-ungluecklich.html>) und „Moralische Klarheit. Leitfaden für erwachsene Idealisten“ (</kultur/article9852521/Ein-Leitfaden-fuer-den-erwachsenen-Idealisten.html>). Zum Gespräch über ihr neues Buch „Links ist nicht woke“ treffen wir uns in ihrer Wohnung am Kreuzköllner Maybachufer.

WELT: Frau Neiman, wie der Titel Ihres neuen Buches ja schon andeutet, geht es Ihnen darum, zu zeigen, dass „links“ und „woke“ nicht das Gleiche sind – eine Ehrenrettung der Linken oder der Woken?

Susan Neiman: Ich kritisiere die Woken. Dabei wollte ich aber auf keinen Fall den rechten Backlash unterstützen. Das ist auch der Grund, warum ich in bestimmte Talkshows in den USA nicht gegangen bin, weil der Backlash zum Teil von Menschen kommt, die überhaupt keine antirassistischen oder antisexistischen Bewegungen gelten lassen wollen. Aber ich verstehe eine Person, die sagt, sie wählt die AfD, weil ihr die Tatsache, dass sie nicht von ihrer Ostrente leben kann, wichtiger ist als das Gendersternchen. Ich würde deshalb niemals die AfD wählen, ich habe auch keine Freunde, die in diese Richtung gehen. Aber die Prioritäten der Woken sind manchmal sehr selbstbezogen und es geht sehr viel um Symbolpolitik, während die Ungerechtigkeiten wachsen, die Klimakrise sich verschärft. Wenn man sich nur auf die eigene Identität fokussiert ist, ist es enorm schwierig, realpolitische Veränderungen voranzubringen.

WELT: Die Woken verstehen sich also zu Unrecht als links?

Neiman: Die Verwirrung entsteht, weil die Woken von den linken Emotionen getrieben sind, den Unterdrückten zur Seite zu stehen und historische Ungerechtigkeiten zu korrigieren. Das Problem ist aber, dass sie unwissend von sehr reaktionären Theorien unterstützt werden. Den meisten ist das wohl nicht einmal klar. Dabei muss man Foucault oder Carl Schmitt nicht einmal lange studiert haben, um deren philosophische Annahmen mitzubekommen. Sie sind Teil des öffentlichen Diskurses. Fast täglich finde ich in der Zeitung einen Satz, der diese Mischung aus Ideologien – vielleicht unbewusst – als Tatsache wiederholt.

WELT: Was für Sätze zum Beispiel?

Neiman: Ich sehe sie so oft, dass ich sie selbst kaum mehr bemerke. In der „New York Times“ etwa hieß es 2021: „Trotz der indischen Wurzeln von Vizepräsidentin Kamala D. Harris könnte die Regierung Biden mit Modis hindu-nationalistischem Programm zunehmend weniger Nachsicht üben.“ Die Annahme dahinter ist, dass Harris, weil ihre Mutter aus Indien kommt, unbedingt den Hindu-Nationalismus unterstützen muss. Diesen Tribalismus lehne ich ab – auch weil ich weiß, dass die schärfsten Kritiker von Modi selbst Inder sind.

WELT: Aktuell wird der Fall Fabian Wolff (</kultur/plus246678824/Der-Hochstapler-den-Deutschland-verdient-hat.html>) stark diskutiert. Wolff gab sich jahrelang fälschlicherweise als Jude aus und schrieb aus dieser Position heraus kritische Artikel.

Neiman: Die Annahme seiner Kritiker ist, dass sich seine politische Position auf sein vermeintliches Jüdischsein stützt. Und jetzt, wo er selber sagt, er sei kein Jude, seien seine Positionen nicht mehr vertretbar. Das ist natürlich absurd.

WELT: Das klingt so, als träfe ihn keine Schuld, sondern das Problem seien die Leute, denen Identität zu wichtig ist.

Neiman: Es gibt sehr viele Deutsche, die sich eine jüdische Identität andichten, aber sie nehmen selten kritische Haltungen gegenüber israelischer Politik ein. Ich teile viele der Kritikpunkte Wolffs an der israelischen Regierung, die immer weiter nach rechts rückt, auch wenn das in deutschen Zeitungen kaum bemerkt wird. Es ist erschreckend. Insofern ist es mir egal, ob ein Deutscher, der wünschte, er hätte jüdische Wurzeln, das sagt, oder ein Deutscher ohne jüdische Wurzeln. Auch mir wird, wenn ich Reden halte, oft hinterher gesagt: „Sie können das ja sagen, weil Sie Jüdin sind.“ Vernunftgründe und empirische Beweise sollten also keine Rolle spielen, nur meine Identität. Und diese Denkweise findet man heute links wie rechts. Heute werden unsere vielfältigen Identitäten oft auf zwei reduziert, und das sind auch die zwei, die wir am wenigsten beeinflussen können. Wir werden damit geboren.

WELT: Geschlecht und Race?

Neiman: Genau.

WELT: Und Sie würden sagen, beides spielt eigentlich gar keine Rolle? Man sollte nicht einmal *einbeziehen*, wer da spricht, sondern jeder sollte alles sagen können?

Neiman: Ich würde schon sagen, dass man aufpassen sollte, mit wem man redet. Das Publikum ist wichtig. Ich spreche anders mit anderen Zuhörern. Man will ja nicht einfach nur Sachen loswerden, sondern auch versuchen, zu überzeugen. Also muss man schauen: Wie viel Kenntnis haben die Zuhörer? Sind sie im Thema drin oder nicht? Was muss man alles erklären? Nicht jeder sollte jedem alles sagen, klar. Aber mich stört die Fokussierung auf die

ethnische Herkunft und das Geschlecht als Rechtfertigung oder als Ausschlusskriterium. Das finde ich fatal.

WELT: Aber der neue Identitätsfokus ist doch nur eine Gegenbewegung, die einen Zustand, in dem vor allem einer bestimmten Gruppe Gehör geschenkt wurde, korrigieren will. Dass jetzt darauf geachtet wird, dass vielleicht nicht alle zehn Artikel, die in einer Zeitung über Rammstein erscheinen, von männlichen Journalisten geschrieben werden, sondern vielleicht auch mal eine Frau zu Wort kommt, sehe ich auch als Verdienst der woken Bewegung.

Neiman: Das konnte man schon aus dem alten Feminismus lernen. Aber man kann auch zu sehr darauf achten. Wenn ein Mann etwas Vernünftiges zu dem Thema zu sagen hat, soll er sprechen. Ich nenne Ihnen ein Beispiel, was mich wirklich verblüfft hat. Als die große Schriftstellerin [Toni Morrison](https://kultur/literarischewelt/article198101289/Toni-Morrison-ist-tot-Die-sichtbare-Frau.html) ([/kultur/literarischewelt/article198101289/Toni-Morrison-ist-tot-Die-sichtbare-Frau.html](https://kultur/literarischewelt/article198101289/Toni-Morrison-ist-tot-Die-sichtbare-Frau.html)) gestorben ist, wollte ich eine Art von Nachruf schreiben, darüber, was Morrison für mich als Amerikanerin in Europa bedeutet hat. Aber man wollte nur Nachrufe von schwarzen Frauen drucken. Dabei war Morrison nicht deshalb wichtig, weil sie eine große schwarze Schriftstellerin war, sondern weil sie zur Weltliteratur gehört. Zu sagen, sie hätte nur eine Bedeutung für schwarze Frauen, ist eine Beleidigung für sie. Aber was Sie sagen, stimmt: Wenn gar keine Stimmen schwarzer Frauen dabei gewesen wären, wäre das auch grundfalsch gewesen.

WELT: Sie werden nicht gerne auf Ihr Geschlecht reduziert. Halten Sie deshalb wenig vom Gendern – worunter Sie schon die Differenzierung in „Philosophin“ und „Philosoph“ verstehen?

Neiman: Ich folge da dem Schriftsteller Nele Pollatschek. Sie versteht sich als Feminist, nicht als Feministin. Auf Englisch fragen die Leute, ob es nicht sexistisch sei, dass die Deutschen eine Kanzlerin hatten. Denn in England ist ein Prime Minister ein Prime Minister, ob männlich oder weiblich. Wenn der Beruf unabhängig vom Geschlecht sein soll, was ich finde, dann bin ich keine Philosophin, sondern Philosoph. Auf Französisch bin ich „la philosophe“ statt „le philosophe“, das finde ich in Ordnung.

WELT: Würde es Sie stören, wenn ich Sie als „Philosophin“ statt als „Philosoph“ bezeichne?

Neiman: Mir wäre es lieber, wie Pollatschek es tut, aber langsam werde ich weicher, weil das ein Kampf zu sein scheint, den ich nicht gewinnen werde. Aber ich möchte zumindest für die Fanatiker darauf aufmerksam machen, dass jede Sprache anders mit dem Thema Geschlecht umgeht. Und wenn bestimmte Leute glauben, sie hätten den Schlüssel zum Untergang des Patriarchats gefunden, weil sie Gendersternchen benutzen, dann finde ich das sehr provinziell.

WELT: Ein anderer Ihrer Kritikpunkte gilt den Memory Studies, die das Opfer zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machen. Inwiefern ist das problematisch?

Neiman: Die Wende vom Helden zum Opfer als Subjekt der Geschichte hat seit gut 70 Jahren Konjunktur. Das war eine Korrektur, weil in der gesamten Geschichte die Stimmen der Opfer oft verloren gegangen sind. Aber heute scheint das Wichtigste nicht das zu sein, was man in der Welt getan hat, sondern das, was die Welt einem angetan hat. Jean Améry hat geschrieben, er wolle kein Denkmal für die Opfer des Holocaust errichten, weil Opfer zu werden keine Ehre sei. So weit würde ich zwar nicht gehen, aber ich finde es schon interessant, dass ein Mensch, der zwei Jahre in Auschwitz verbracht hat, sagt, er soll nicht dafür geehrt werden. Dabei hat er natürlich großartige Sachen geschrieben, nicht nur über Auschwitz und die Folter, sondern auch über die Aufklärung.

WELT: Haben Sie Vorschläge, welche anderen Kategorien wir statt Geschlecht und Race mehr beachten sollten?

Neiman: Auf jeden Fall. Ich würde vorschlagen, dass jeder Mensch sich eine Liste mit den zehn wichtigsten Identitäten machen sollte, die er oder sie hat. Und ja, die ändern sich mit der Zeit. Als meine Kinder klein waren, war ein großer Teil meiner Identität, Mutter zu sein. Jetzt, wo sie erwachsen sind, ist das viel weniger der Fall. Ist es mir wichtig, dass ich eine Frau bin? Manchmal, in bestimmte Situationen, ja. In anderen Situationen, etwa wenn es um meine Arbeit geht, möchte ich das allerdings überhaupt nicht. Ich habe mich geärgert, als jemand – vermutlich eine Frau – in meinem Wikipedia-Eintrag schrieb, dass ich die erste Frau bin, die dies und jenes macht.

WELT: Warum?

Neiman: Man wird sehr schnell als Quotenfrau gesehen. Das ist mir oft passiert. Ich merke es an den Reaktionen, dass man mich in diesem Land in erster Linie als Frau und Jude sieht und nicht als Philosoph. Vielleicht waren mal Quoten nötig, aber ich glaube, sie sind es nicht mehr.

WELT: Weil die Geschlechter-Parität schon erreicht ist?

Neiman: Eine junge Kollegin von mir gehört 27 Gremien an. Wie soll sie da noch Zeit für originelle Forschung haben? Das sind die Folgen der Quoten für Frauen, die man nicht unbedingt bemerkt.

WELT: Aber dann ist doch das Problem eher, dass nicht genügend verschiedene Frauen gefragt werden, ob sie in den Gremien sitzen wollen, sondern immer die gleichen.

Neiman: Nein, ich werde auch permanent gefragt, ob ich in dieser oder jener Jury sitzen wolle. Nur ich bin älter und ich sage öfters nein. Ich bin schon in fünf Jurys, ich will nicht mehr, weil ich auch Eigenes schreiben will. „Aber wir brauchen eine Frau“, antworten sie dann. Okay, das ist dein Problem und nicht meins. Wie gesagt, ich glaube, Quoten waren vor einigen Jahren gut, besonders in einem so sexistischen Land wie Deutschland, aber jetzt sollte man sich überlegen, ob Quoten noch Sinn ergeben oder nicht vielmehr neue Benachteiligungen schaffen.

WELT: Sie finden, Deutschland ist sexistischer als die USA?

Neiman: Aber wie.

WELT: Das müssen Sie erklären.

Neiman: Es ist komisch und ich frage mich auch, woran es liegt. Die USA sind Deutschland in dieser Hinsicht zwanzig Jahre voraus. In Ostdeutschland ist das anders. In der DDR war es selbstverständlich, dass jede Frau mit Beruf auch eine Familie haben konnte. Heute fällt es in Deutschland manchen immer noch schwer, sich das vorzustellen. Als ich wieder nach Deutschland kam, war ich eine alleinerziehende, arbeitende Frau mit drei Kindern, weil der Vater meiner Kinder früh gestorben ist. Ich kann nicht sagen, dass das einfach war, aber es geht. Ich habe lange darüber nachgedacht, warum das so ist, weil der Staat hier viel besser

funktioniert als in den USA. Es gibt etwa hier in Deutschland viel mehr öffentliche Transportmittel. In den USA besteht ein Großteil der Fürsorge, bis die Kinder 16 sind, darin, sie den ganzen Tag hin und her zu fahren, zur Schule oder zum Sport. Was staatliche Unterstützung angeht, ist es in den USA viel härter, und trotzdem gehen die meisten Frauen dort arbeiten, auch wenn sie Familien haben.

WELT: Es wird aktuell immer mehr Fokus auf ökonomische Ungleichheiten gelegt, gerade aus der linken Ecke kommt oft die Kritik, man solle nicht so sehr über Identitäten wie Gender und Race nachdenken, sondern mehr über ökonomische Klassenfragen: Wer kommt aus der Arbeiterklasse, wer hat geerbt? Halten Sie das für die produktiveren Kategorien im Kampf gegen Ungerechtigkeit?

Neiman: Es ist wichtig, über Ungerechtigkeit zu sprechen, egal, ob es sich um Ungerechtigkeiten gegen Frauen, Arme oder People of Colour handelt. Aber ich bin auch kein Klassenreduktionist. Ich bezeichne mich als Sozialistin, aber nicht als Marxistin. Ich glaube nicht, dass die Antwort lautet: Jetzt müssen wir alle nur über Klasse nachdenken. Es sind andere Prinzipien, auf die wir uns jetzt konzentrieren sollten.

WELT: Welche?

Neiman: Erstens ist da das Prinzip des Universalismus statt des Tribalismus, also der feste Glaube, dass es Menschenrechte gibt, die für alle gültig sind. Natürlich gibt es kulturelle Unterschiede, die interessant sind und die wir pflegen und schätzen sollten. Aber wenn wir politisch denken, sollten wir Universalisten sein.

WELT: Und zweitens?

Neiman: Die Grundannahme aller Liberaler und Linker ist, dass es einen prinzipiellen Unterschied zwischen Macht und Gerechtigkeit gibt. Nicht jedes Streben nach Gerechtigkeit ist also ein geheimes Ausüben von Macht, wie es heute von den Woken oft suggeriert wird.

WELT: Genauso wenig wollen Sie die Vernunft als bloßen Ausdruck eines eurozentrischen Machtstrebens der Aufklärung verstanden wissen.

Neiman: Ja, und drittens denken Linksliberale wie ich, dass es möglich ist, Fortschritte zu machen. Zwar ist es nicht zwingend, es passiert nicht automatisch, wie Hegel und Marx glaubten. Aber – so der Glaube der Aufklärer – es ist möglich. Wenn man, wie viele Woke heute, meint, dass jeder Schritt nach vorn schlimmere Formen der Repression mit sich bringt, dass wir also seit der Sklavenzeit gar keinen Fortschritt gemacht haben, dass unsere Gesellschaft immer noch vollkommen rassistisch und patriarchalisch ist, dann versteht man nicht, wie Fortschritt funktioniert.

WELT: Warum genau diese drei Prinzipien?

Neiman: Vielleicht gibt es auch andere, aber ich habe mich auf diejenigen konzentriert, die gleichermaßen für Liberale und Linke gelten. Und ich möchte möglichst viele Leute zusammenbringen. Es gibt nichts Schlimmeres als die Kämpfe zwischen Liberalen und Linken. Wir brauchen unsere gebündelten Kräfte.

WELT: Was unterscheidet die Linken von den Liberalen?

Neiman: Der Glaube, dass es soziale Rechte gibt und dass soziale Rechte wirklich Rechte sind, und nicht Privilegien oder nette Vergünstigungen. Ich nehme an, Sie empfinden Elternzeit, Urlaub und bestimmte Arbeitsgesetze als Recht, weil Sie damit aufgewachsen sind. Das alles gibt es in Ländern wie den USA, Russland oder Indien nicht. Das sind bestenfalls Dinge, die man bekommen kann, wenn man sehr reich ist oder irgendwelche Verbindungen zur Macht hat. Bernie Sanders steht rechts von Angela Merkel.

WELT: Inwiefern?

Neiman: Weil Sanders nicht weiß, was es für Arbeiterrechte in Europa gibt, es würde auch sehr lange dauern, bis wir in den USA so weit sind. Wir haben in den USA nicht einmal das Recht auf eine Krankschreibung. Neulich gab es einen nationalen Bahnstreik. Alles, was die Streikenden wollten, waren fünf Tage pro Jahr, in denen sie krank sein durften. Während der Pandemie mussten sie zur Arbeit erscheinen oder sie wurden gefeuert. Und selbst dieser kleinen Bitte um fünf Tage wurde nicht stattgegeben.

WELT: Das heißt also, Deutschland ist in Ihren Augen zwar sexistischer, aber dafür linker als die USA.

Neiman: Europa hat eine sozialdemokratische Grundstruktur. Selbst wenn eine christdemokratische Partei an der Macht ist, sehen es viele Leute als selbstverständlich an, dass niemand an den Grundrechten rüttelt. Ich will nicht sagen, dass es keine Reformen braucht. Es könnte besser werden und es gibt Ungleichheiten, etwa zwischen Armen und Reichen, oder zwischen West und Ost. Aber ich finde es merkwürdig, wie wenig die Leute schätzen, was tatsächlich erreicht wurde. Wenn man mehr will, muss man erst einmal das Erreichte schätzen und im internationalen Vergleich verstehen.

WELT: Halten Sie Bernie Sanders trotzdem für den besten Kandidaten der USA?

Neiman: Ja, Ja. Ich habe ihn bei den Vorwahlen zweimal gewählt. Aber ich würde jeden wählen, der Trump schlagen kann.

WELT: Was wären Ihre konkreten Vorschläge, die nicht im Bereich des Symbolischen verbleiben, sondern echte Veränderungen nach sich ziehen?

Neiman: Es gibt zwei Prioritäten. Eine ist der wachsende Faschismus. Wir sollten ihn als das benennen, was er ist. Ich verstehe, warum die Deutschen vielleicht Angst vor dem Wort haben. Aber das, was Donald Trump vorschlägt, ist Faschismus. Auch das, was Narendra Modi, Wladimir Putin und Benjamin Netanjahu machen. Wer mir beim letzteren Beispiel nicht glaubt, sollte bitte Zeitungen wie die „New York Times“, „Washington Post“ oder „Ha'aretz“ mal lesen. Das sind keine radikalen, linken Blätter, sondern Mainstream, die aber hier kaum beachtet werden. Erst will man das unabhängige Rechtssystem abschaffen. Man droht Journalisten, die versuchen, unabhängig zu sein. Man unterstützt Terroristen, die die Gegner bedrohen und erschießen.

Das ist der letzte Schritt vor dem Faschismus und es ist ein internationales Problem. Die lernen voneinander. Sie treffen sich, das wissen wir. Die AfD hat Wahlkampf mit einem Bild und Zitaten von dem Lieblingssohn Benjamin Netanjahus gemacht. Und die Frau von Bolsonaro ist zu den Wahlen gegangen mit einem T-Shirt mit einer israelischen Flagge darauf. Was wir hier sehen, ist das Prinzip des Tribalismus. Es ist überraschenderweise nicht die Idee, dass z.B. die Ungarn die besten Leute der Welt sind. Das Prinzip der Rechten ist nicht, zu glauben, man sei besser als alle anderen, sondern der Versuch, einen Tribalismus gegen alle Formen des Universalismus aufrechtzuerhalten. Das Prinzip der ethnischen Reinheit verbindet alle diese Regierungen, die wachsen und sich unterstützen.

WELT: Und die zweite Gefahr?

Neiman: Die zweite Gefahr ist natürlich die Klimakatastrophe. Da bin ich nicht Experte genug, um zu sagen, was gemacht werden sollte. Ich stützte mich auf die Auskunft von Leuten, die sich in das Thema eingearbeitet haben. Aber was auch ganz klar ist, ist, dass wir ohne eine universalistische politische Haltung untergehen werden.

WELT: Wie sehen Sie unsere Chancen?

Neiman: Ich glaube, dass wir zur Hoffnung verpflichtet sind. Aber das heißt nicht, dass ich optimistisch bin. Ich sehe die Welt, wie sie ist. Und sie sieht ziemlich schlecht aus. Ich hoffe also, dass alle, die sich als Liberale oder Linke verstehen, zusammenkommen und sich auf die in meinem Buch vorgestellten Grundprinzipien einigen. Die Idee zu dem Buch entstand auch, weil ich Freunde hatte, die meinten: „Ich glaube, ich bin nicht mehr links“. Und das waren Leute, von denen ich wusste, dass sie ihr Leben lang nicht nur im Denken links, sondern auch als Aktivisten tätig waren. Und dann habe ich gesagt „Nee, nee, du bist links, die Woken sind nicht links“.

Susan Neiman. *„Links ist nicht woke.“ Aus dem Englischen von Christiana Goldmann.*
Hanser, 176 Seiten, 22 Euro. Erscheint am 21.08.

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/246553674>